DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag	Herausgeber und Schriftleiter	Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	HERWARTH WALDEN	Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

SECHSTER JAHRGANG 1915 | BERLIN ERSTES UND ZWEITES JULIHEFT | NUMMER 7/8

Inhalt: **Hermann Essig**: Lucie / **August Stramm**: Gedichte / **Adolf Knoblauch**: Grunewaldtage / **Paul Bommersheim**: Gedichte / **Kurt Heynicke**: Briefe / **Julius Szini**: Marionettentheater / **Sigrid Hjertén-Grünewald**: Zeichnung / **Fritz Baumann**: Holzschnitt / Vom Stock gedruckt

Sigrid Hjertén-Grünewald: **Zeichnung**

Lucie

Hermann Essig

— — Nachdem Lucie das Kind geboren hatte, lag sie elend auf dem Bette. Sie sah hinüber auf die Kommode, wo der Junge ohne Leben lag.

Ohne Leben, noch vor einer kleinen Weile hatte er sie mit den Füßchen gestoßen, daß sie laut aufschrie vor Schmerz. Ein paar trübe Tränen standen in ihren glanzlosen Augen.

Es erfüllte sie mit Angst, daß durch den Knaben, auf den sie immer gehofft hatte, das feste Band zwischen ihr und dem Geliebten nun doch nicht geknüpft war. Sie schluchzte auf und versank in die Tiefe des Kissens.

Endlich kamen rasche Schritte ihrem Bette näher.

— Das war er. Oh, er wollte seinen Buben anpacken und als seinen Besitz, ihr stolzes Geschenk, empfangen. Sie wagte nicht, sich zu rühren. — Er trat ein mit dem Arzt und der Hebamme.

Sie horchte gespannt, was er zu dem Jungen sagte. Sie hörte kein Wort, sondern fühlte, wie sich der Mann, ein unwägbares Gewicht, zu ihr aufs Bett setzte, seine Finger über ihre Wangen streichelnd hingleiten ließ.

Eine Weile stockte ihr Atem, dann heulte sie wild die letzten Geburtswehen hinaus. — —

Die nächsten Tage vergingen durch viel Geschwätz der Hebamme, die den Jungen mit müheloser Unterhaltsamkeit unter die Erde auf sein stilles Plätzchen draußen auf dem St. Matthäi-Friedhof plauderte. Für die Wöchnerin kam es vor allem darauf an, wieder ein schönes Weib zu werden, das den Mann entzückte, darum sagte die weise Frau: „damit er Ihnen nicht davonläuft", und schnürte und wickelte ihren Leib.

Es war herb, einen Mann zu haben, wie den Zigeunerbaron. In den Maientagen summte es sich so leicht und süß: „Der Mond und die Störche, die haben uns getraut." Aber jetzt, wo kein Junge da war, schien es zum Verzweifeln. Wenn er sie genug hatte?!

Auch lief ihr Gatte mit ernster Stirne und trotzigen Backen herum. Es schien, daß er nur gezwungen zum Bette kam, als scheute er sich, den leisesten Geruch von ihr zu bekommen.

Aeußerlich verlief das Wochenbett ganz sorgenlos. Was die junge Frau nur wünschte, war da. Außer ihm. Nie fand er Zeit für sie und dann, wenn er kam, saß er nicht länger als fünf Minuten neben dem Bette.

Was sprach er dann. Er redete von dem Jungen, von dem kleinen Grab, welches er nach seinem Geschmack schmückte.

Da der Knabe zum Namen nicht mehr gekommen war, die Zange hatte ihm den Halswirbel gebrochen, so konnte man ihm keinen Grabstein errichten. Aber einen Baum pflanzte ihm sein Vater.

Einen Goldregen mit kräftigem Stamm und guten Aussichten in den Zweigen.

Was sollte es bedeuten, daß er einen Goldregen auf ein Grab wählte!?

Wohl, er wird schön blühen im Frühling. Denn niemals war der weichherzige Mann so hart, daß er das Fehlen des Kindes einem Goldregen vergleichen wollte. Oder vielleicht doch? Die Mutter besann sich darüber heftig.

Wenn der Umstand, daß sie für kein Kind zu sorgen hatte, einem Goldregen gleich kam, dann wußte sie, hatte er die Absicht, sie j e t z t im Stich zu lassen.

Lucie fieberten die Schläfen.

Was hatte sie für eine Zukunft vor sich, wenn da glänzende Leben mit diesem Manne ein Ende nahm. Sie wäre nur gerne rasch aufgestanden, um durch die Schönheit ihrer Erscheinung ihn wieder zu fesseln.

Sie fühlte es, er strebte fort, wenn er von dem Gräblein draußen so versunken redete. Es war gewiß, daß er die ganze Kraft seiner Liebe mit dem Baum an dem Kindergrab einwurzelte.

Ihr mit großem wirrem Haar umbauschtes Haupt brannte. Sie mußte wissen, ob er sie noch liebte. Am heutigen Abend frug sie ihn, sobald er nur so nahe bei ihr war, daß sie sich an ihn hängen konnte.

Mit diesem festen Vorsatz erwartete sie den Abend.

Der Abend kam langsam und schleichend. Sie lag in der Dämmerung in einem schneeweißen Bette, das sich fahl aus dem Dunkel heraushob wie leuchtender Phosphor. Und nichts rührte sich im Zimmer.

Schon die kleine Arbeit, am elektrischen Knopf drehen, um Licht im Zimmer zu haben, war zu viel Ablenkung von der Erwartung. Das grelle Abbild des Fensters durch die Straßenlaternen oben an der Decke war die einzige betäubende Helle. Sonst blieb es dunkel und wurde finstere Nacht, bis er kam.

Als sie ihn endlich vom Flur eintreten hörte, zitterten ihre Finger, als suchten sie mit irgendeinem Dinge Beschäftigung. Ihr Blut wurde aufgeregt, mit scharfen Augen lauerte sie gegen die Türöffnung des Nebenzimmers. Sie machte sich fertig für seine Umarmung, die sie ganz im Dunkeln haben wollte. Sie stellte sich vor, daß sie ihn hierbei gleich fragen konnte, ob er sie noch wirklich lieb habe.

Es waren schon einige Wochen seit der Entbindung verstrichen und sie fühlte die Kraft in ihren langen Armmuskeln. Wenn er die Worte in sein Ohr geflüstert bekam, so mußten sich seine Gedanken wild vor ihr aufbäumen, dann zog sie ihn herab.

Wie er jetzt unter der Türfüllung in schwarzem, großem Umriß sichtbar wurde, fühlte sie eine ihr Blut anhaltende Angst, ihr Plan würde mißlingen und es überkam sie eine Scheu, den Mann nach seiner Liebe zu fragen.

Auch schritt er gleich auf den Kontakt zur Lampe los, setzte einen Gegenstand auf das Bett. Die entstandene Helle blendete ihre Augen, und ganz fad gestaltete sich die Ankunft des Geliebten.

Die Umarmung war formell und steif. Als sie sich über „sein Mitgebrachtes" freuen sollte, schnitt Lucie ein enttäuschtes Gesicht. Unter diesem Sachverhalt war das beste, von Kartoffeln und Obst zu reden — —.

Dem widerstrebte ihr Eigensinn, die Erinnerung daran, was sie heute von ihm beantwortet haben wollte, stellte sich langsam wieder in magnetische Richtung. Und mit der Gewaltsamkeit ihres ganzen Willens lenkte sie das Gespräch zur Liebe hinüber.

Bald stand er erbarmungslos im Examen. Und sein Weib glühte neben ihm, an ihm, voll Entzücken, daß er so herrlich bestand und der Mann sie so wahnsinnig liebte.

Aber warum wollte er ihren Küssen immer ausweichen, warum wollte er es nicht merken, was sie von ihm wünschte. Es war noch ein Hinterhalt in ihm, den mußte sie erforschen.

Da. Nun kam sie an die letzte Pforte. Der Mann reckte sich, als hätte er bis jetzt geschlafen. Dann frug er sie. Das war die einzige Möglichkeit, dem letzten Bekenntnis seiner ewigen Liebe und Treue auszuweichen.

Lucie wurde unruhig und der Mann wurde immer interessierter. Es ging schließlich zu, wie in einem lebhaften Feuergefecht.

Das Ende war furchtbar. Lucie heulte erschütternde Reuetränen und der schwarze Mann zerstörte seine Haare wild, daß er aussah wie ein zürnender Prophet. Er schrie mit zischenden Worten: „Wir sind geschieden", betrachtete noch den wehzerkrampften Leib des schönen Weibes, ging dann mit entschlossenen Schritten zum Zimmer hinaus.

Lucie horchte auf, entsetzt, mitten aus dem Schmerz des Weinens: wahrhaftig, er nahm draußen den Hut und den Mantel.

Sie sprang aus dem Bett. Das Zufallen der Korridortüre stärkte ihre wankenden Beine. Sie schrie ihm nach: „Hans" laut, daß das Mädchen aus der Küche herausstürzte.

Im Hemd trat sie auf den Treppenflur hinaus und schrie dem Weggehenden verzweifelt seinen Kosenamen durch das Treppenhaus. Aber er stand darauf nicht still.

Er ging.

Lucie brach in Ohnmacht zusammen. Hausbewohner trugen die arme Verlassene zurück ins Bett.

Die folgende Nacht saß das Diestmädchen bei ihr. Die Beiden fürchteten sich, er könnte in der Nacht zurückkommen und schießen.

Die Nacht verging bei elektrischem Licht und gespanntem Horchen nach der Korridortüre. Und der Morgen kam nur wie ein Lichtverdunkler. Grau und düster war draußen das Wetter.

Ach, die Einsamkeit war so alle Phantasie ernüchternd. Was sollte in Zukunft werden,! — —

Darüber sprach sich bald seine letzte Geldsendung aus. Damit konnte sie wie bisher e i n Jahr weiterleben und in dieser Zeit sollte sie sich nach etwas umsehen, das ihr das Fortkommen sicherte.

Sein Brief lautete: „Du hast ja kein Kind, für das du zu sorgen hättest. Du wirst darum auch keine weiteren Geldopfer von mir verlangen . . ."

Es war zum Einsehen, was er argumentierte.

Aber warum konnte er nicht bei ihr bleiben? War es denn so schlimm, daß sie jene frühere Beziehung, welche sie bisher hartnäckig geleugnet, ihm endlich eingestanden hatte?!

Ja, es war ihre Dummheit, offen zu sein.

Wie mußte sie diese Dummheit büßen! Das Glück ihres Lebens wäre von ihrer Ausdauer im Leugnen, in der Beharrung, in der Lüge, abhängig geblieben.

Und sie grollte dem Manne nicht. Ein Weib ist nur um ihrer Verschlossenheit willen zu achten, sagte sie sich. Was ist es für ein Weib, das dem Manne das Ertragen einer Unkeuschheit zumutet. Was ist es für ein Weib, das dem Manne das Ertragen einer Unkeuschheit zumutet. Was ist es für ein Mann, der sie erträgt! Dieses Ueberlegen kam ihr zu spät.

Nun sah sie voraus, daß sie bald wieder nichts war, als die arme Trine, welche ein reicher Baron hinter den Lumpensäcken für sich hervorgeholt hatte.

Sie fühlte sich als Romanfigur. Und in diesem schönen Gefühl lag ihr einziger Trost.

* * *

Einmal in ihrem Leben war sie doch reich und glücklich gewesen, davon hatte sie jetzt das harte Drücken und Schluchzen in der Kehle, das Heulen über alles, was ihr zustieß.

Man hielt sie nicht gerade für verrückt, aber doch hielt man sie reif zum Irrenhaus.

Weil sie beim geringsten Dinge gleich heulte.

Suchte sie irgendwo Arbeit, fragte sie: „Haben Sie keine Arbeit für mich?" und gleich schluchzte sie so laut hinaus, daß ihre Bewerbung nur selten Erfolg hatte.

Wie mußte sie oft hungern, daß sich der Nabel einzog, an dem das schöne Kind ernährt worden

war zu dem schönen prächtigen Jungen, dem der Arzt und die Hebamme zusammen den Halswirbel bei der Geburt abgerissen hatten.

Es war ihr Wahnsinn, daß die beiden ihr Schicksal verschuldeten. Es war nicht ihr Wahnsinn, sondern es war ihr Schicksal.

Auf dem St. Matthäi-Friedhof lag es, das Kind. Sie fuchtelte es jedermann ins Gesicht, so daß es bald das ganze Stadtviertel, wo die Lucie wohnte, wußte.

Die arme Lucie.

Ein Weib mit einer Haarwarze zuletzt auf der Backe, damals ein junges Liebchen mit einem Schönheitsfleck auf der Wange.

Die Alte hatte oft tagelang nichts zu essen und lief doch immer hinaus auf den Friedhof an die wild umwucherte verdeckte Stelle, wo vom Goldregenbaum im Frühling die schweren goldenen Trauben herabhingen.

Dort sah sie niemand, wie sie als „schöne junge Frau den innigen Liebeskuß auf die Lockenstirn des Knaben drückte" — so wähnte sie ihn im Geist vor sich —.

Verblühte der Baum, so hingen lange Schoten an den Zweigen. Auch dann war sie draußen und sah den Schoten zu, wie sie reiften.

Sie war eifrig im Besuch des Grabes, man konnte ihr keine Gleichgültigkeit nachsagen.

Wie aber, wenn sie ein unbekannter Grund so häufig auf den Friedhof gehen hieß?

Einem Aufmerksamen hätte es auffallen können, daß sie gerade in der Zeit, wo die Schoten reiften, besonders häufig hinausging.

Aus Lucies Küchenstube drang in dieser Jahreszeit immere ein starker Bohnengeruch, und Lucie lachte vergnügt, wenn sie die Nachbarin wegen des Bohnendampfes beneidete.

Jedes Jahr, wenn sie auch sonst viel Hunger hatte, kam doch die satte Bohnenzeit, und von den Goldregenfrüchten brauchte man nur ganz wenig zu essen, um sich gänzlich gesättigt zu fühlen.

Das Mitnehmen von allem, was auf den Gräbern wuchs, war freilich verboten.

Aber Lucie pflückte doch täglich eine ganze Handvoll von den Zweigen. Die Schoten versteckte sie unter die Schürze und in den Taschen, so daß sie Tag für Tag und Jahr für Jahr unbemerkt und unbeirrte an der Friedhofaufsicht vorbei zum Gottesacker hinauskam.

Der Baum war ein reicher Geber, und die arme Mannverlassene glaubte es zu begreifen, warum er dem Knaben den Goldregenbaum gepflanzt hatte. Für sie, zu ihrer Nährung.

Je größer der Baum wurde, desto reichlicher trug er Früchte. Es war ihr, als wenn der Mann in die geheime Tiefe des Grabes, wo die Wurzeln des Baumes den Saft holten, ein Kapital eingelegt hätte, das sich mit Zinzeszins vermehrte.

Ebenso, je älter Lucie wurde, desto mehr war ihr Denken nur auf Sorge um die Nahrung gerichtet und das ganze leise Grollen gegen den Mann, der irgendwo sein Schloß gebaut haben werde, verschwand vollends, so groß war ihre Freude alle Jahre, wenn es die guten Bohnen zu essen gab.

Sie hütete sich zwar gewissenhaft, irgend jemand das Geheimnis dieser Herkunft ihres Gemüses zu verraten. Die Nachbarin hätte es sogleich dem Friedhofsverwalter hinterbracht, und dieser war ihr sowieso wenig wohlgesinnt, weil sie ihm niemals eine Münze in die Hand drücken konnte.

Es war ein prachtvoller Sommertag. Auf dem Friedhof war es wie im Paradies. Lucie stand unter dem Baum, hochgereckt auf den Zehenspitzen, sie langte nach den Zweigen, die sie herabbog und emsig mit flinken Händen ausbeutete.

Sie hatte es immer sehr eilig beim Schotenpflücken, weil man nie wissen konnte, ob jemand kam. Obgleich das Gräblein tief versteckt lag, gab es doch solche, welche diese schönste Wildnis auf der weiten Totenstätte wohl kannten.

Lucie blickte deshalb wiederholt scheu um sich. So sah sie aus wie eine Diebin. Niemand hätte es dem alten Weibe mit den kauenden Kiefern und der Haarwarze auch nur leise geglaubt, daß dies ihr Paradies war, welches sie da plünderte.

Die Scham vor sich selber war ihr seit den Tagen des Reichtums dicht auf der Ferse geblieben. Sie wußte, daß sie ein gemeines ärmliches Weib war. Darum erst recht leuchtete es aus ihrem Blick, wie sie sich beim Schotenbrechen um und um sah,wie genommener Almosen und Diebstahl.

Innerlich log es sie an, daß sie das gute Recht hatte, von ihrem Baume zu essen. Aeußerlich auf ihrem Gesicht kämpfte die fortwährende Furcht, ertappt zu werden.

Sie war fertig mit Pflücken und hatte alle Taschen dick voll. Noch einmal blickte sie an dem Baum hinauf, um abzuschätzen, in wieviel Tagen sie die nächste Ernte einheimsen könnte.

Ihr Gesicht bekam einen befriedigt behaglichen Ausdruck, und ohne Vorsicht und Scheuesumsichblicken tatzte sie durch die Aeste und spreitete sie mit den Armen. Sie freute sich, wie dicht der Nachschub stand. Ganz unten am Zweige erblickte sie noch eine Schote, die sie zu pflücken vergessen hatte.

Schnell griff sie darnach, steckte sie ein und wollte gehen.

Plötzlich sah sie vor sich die Nachbarin, welche ihr freundlich den Gruß zunickte.

Lucie war es, als bohrte man ihr zwei spitze Messer in die Achselhöhlen, daß die Arme abfielen, als schlüge man ihr die Kniescheiben mit Aexten entzwei.

Sie wußte nichts zu sagen, sie konnte nur mit den Augen den Dolchstoß aus der Nachbarin Augen erwidern.

Die Nachbarin tat aber gar nicht unfreundlich, und ihr ruhiges Wesen gab vor, daß sie Lucie habe etwas tun sehen, das sie für ganz selbstverständlich hielt.

Mit keinem Wort sprach sie von den Schoten, und mit unauffälliger Unterhaltung schloß sie sich Lucie beim Nachhauseweg an.

Diese vollzog gleich wie bisher das Kochen des Gemüses und ließ sich, sie hatte Hunger genug, beim Verzehren der sättigenden Goldregenschoten weiter nicht stören. Nur fürchtet sie, die Nachbarin könnte es herumschwätzen, daß es der Friedhof erführe, dann war es aus mit den Zinsen seines Kapitals. Dann war auch der letzte Segenschimmer jener glänzenden Zeit seiner Bekanntschaft verblichen.

Was sollte sie dann noch auf der Welt anfangen?!

Der Tag zu neuer Ernte war da. Mit Diebesfurcht und Frechheit, die eine links, die andere rechts, unsichtbar eingehängt, ging Lucie hinaus auf den Friedhof. Der stille Platz da hinten kam ihr entweiht vor, er ging sie fast nichts mehr an, sie ging bloß hin, sich dort das Essen zu rauben.

Sie besann sich krampfhaft, ob sies wagte, als sie unter dem Goldregen stand. Ihre Augen sprühten rot umrändert die helle Raubgier von sich. Ihre Finger rasten über die Aeste und krallten die Schoten herunter.

Niemand erwischte sie. Der Friedhofsverwalter hielt sie aber vielleicht unter dem Tore an.

Sie erinnerte sich, daß sie noch einmal das junge elastische Weib werden und stramm aufrecht schreiten mußte.

Das Friedhofsgebäude kam näher. Richtig stand der Verwalter davor. Aber sie ging darauf los und keck vorbei, mit schotengefüllteen Taschen. Der Verwalter sah sie lachend an, aha, er wußte, sie sah ihn frech an, junges Weib. Und schritt unbehelligt zum Tore hinaus.

Sie jagte nach Hause, ruderte mit den Armen in der Luft und sprach wirres, unverständliches Zeug.

Als sie in den Hof zum zweiten Quergebäude hineinlief, erwartete sie die Nachbarin, lachend, freundlich, Diese fragte mit harmloser Stimme: „Haben Sie wieder die schönen Bohnen geholt?... So, guten Morgen."

Lucie antwortete nichts, stürzte vorbei, verschloß die Türe hinter sich und kochte vor sich hinmurmelnd das Gemüse.

Bald stand es fertig auf dem Tisch, und das behagliche Glück, den Hunger zu stillen, setzte sich zu ihr an den Tisch.

Wie sie gerade den ersten Löffel genommen hatte, klopfte es an die Türe. Lucie erschrak und schwieg.

Da klopfte es zum zweiten Male und es rief: „Frau Nachbarin, sind Sie schon am Essen? Ich wünsche guten Appetit. Wissen Sie auch, was Sie essen? — Nichts Gestohlenes, aber den Leib von Ihrem Jungen. Ihr ganzer Junge ist von dem Baum aufgesogen, und von dem Baum fressen Sie jetzt schon viele Jahre die Schoten, jahrelang fressen Sie schon an Ihrem Jungen herum. Guten Appetit, bis Sie ihn alle haben."

Damit ging die Ruferin von der Türe weg.

Lucie biß auf die Bohnen, und sie fühlte die Beinchen des Knaben, sie grillte schrill auf und spuckte die Bohnen aus dem Mund.

Dann saß sie regungslos vor der dampfenden Bohnenschüssel, die allmählich erkaltete. Hinter dem Dampfe wurde es langsam klar und wie steinernes Fleisch.

Lucie stierte unbeweglich darauf, was sich vor ihren Augen in der Schüssel formte.

Als die Schüssel schon lange kalt war, saß Lucie noch davor und verhungerte vor den Augen ihres Jungen, der in der Schüssel hockte und deutlich atmete.

Gedichte

August Stramm

Granatfeuer

Der Himmel wirft Wolken
Und knattert zu Rauch.
Spitzen blitzen.
Füße wippen stiebig Kiesel.
Augen kichern in die Wirre
Und
Zergehren.

Feuertaufe

Der Körper schrumpft den weiten Rock
Der Kopf verkriecht die Beine
Erschrecken
Würgt die Flinte
Aengste
Knattern
Knattern schrillen
Knattern hieben
Knattern stolpern
Knattern
Uebertaumeln
Gelle
Wut.
Der Blick
Spitzt
Zisch
Die Hände spannen Klaren.

Das Trotzen ladet.
Wollen äugt
Und
Stahler Blick
Schnellt
Streck
Das
Schicksal.

Angriff

Tücher
Winken
Flattern
Knattern.
Winde klatschen.
Dein Lachen weht.
Greifen Fassen
Balgen Zwingen
Kuß
Umfangen
Sinken
Nichts.

Triebkrieg

Augen blitzen
Dein Blick knallt auf
Heiß
Läuft das Bluten über mich
Und
Tränket
Rinnen See.
Blitzst und blitzest.
Lebenskräfte
Lodern
Moder waffnet um
Und
Stickt
Und
Stickt.

Abend

Zähnen
Plantschet streif das Blut des Himmels
Denken schicksalt
Tode zattern und verklatschen
Sterne dünsten
Scheine schwimmen
Wolken greifen fetz das Haar
Und
Weinen
Mein
Zergehn
Dir
In
den
Schooß

Patrouille

Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Aeste würgen
Berge Sträucher blättern raschlig
Gellen
Tod.

Urtod
Raum
Zeit
Raum
Wegen
Regen
Richten
Raum
Zeit
Raum
Dehnen
Einen
Mehren
Raum
Zeit
Raum
Kehren
Wehren
Recken
Raum
Zeit
Raum
Ringen
Werfen
Würgen
Raum
Zeit
Raum
Fallen
Sinken
Stürzen
Raum
Zeit
Raum
Wirbeln
Raum
Zeit
Raum
Wirren
Raum
Zeit
Raum
Flirren
Raum
Zeit
Raum
Irren
Nichts.

Grunewald Tage

Adolf Knoblauch

Singend vergangenem Frühling,
dem Boten des Kommenden,
singend dem neuen Jahr
dem mächtigen Sommer, der naht,
singend dem heilen Tag,
der silbernsten Nacht entgegen,
bring ich gern meine Kränze . . .
Gleichwie zu brennenden Wolken
von brennenden Teichen
in Mittagsstille besonnt
der einsame Vogel schwebt,
steige mein Lied!
Wo sich gefaltete Hände dir reichen,
sei heitrer Gefährte,
sei himmlisch Blau
für Euch fromm gewebt.

* * *

Es ist ein wunderbar herzwärmender Morgen! Zitterndes Frühlingslaub schmückt mein Zimmer, und es knospet überall. Wie besiegt bin ich vor der schweren trunkenen Welt; ich sehe mich im Spiegel, und mein mattes verdorrtes Gesicht ist weiß und schmal. Neben dem Buch liegen Blumen, die frisch sind und strahlen; zärtlich schaue ich in die tiefen Kelche. Der Morgen ist Balsam und innig leuchtendes Gewebe. Diesen einen Frühling und Sommer zu erleben und zahllose ihresgleichen im bunten Gewinde verschlungen, gleich dem Kinde am geschwätzigen Kristallbache zu lauschen und über den Wellen zu lächeln.

Im Garten gehen die freundlichen Menschen und säen Blumen und legen reinliche Beete. Mit ihren Kindern kommen sie oftmals am Tage, die Kinder laufen hin und wieder mit Spielen, in roten Käppchen das blonde Haar gebunden, in knappen farbigen Kleidchen. Sie bringen Wein und Früchte mit ihren kleinen freudigen Händen zu mir, der ich im stillen Frühling gehüllt sie erwarte und sie ansehe, ansehe . . .

Mein Leben ist der Strom, der im weiten glänzenden Bett der Marschen schwebt, nachdem Eis und Nebel vergingen.

Geliebte, komme auch du in den blauen Dom des Frühlings, ich sinke nieder in unbeschreiblicher Zärtlichkeit, dein helles Angesicht, deine gewölbte Stirne sind nah mir und schön, in den Armen schaukle ich dein süßes Haupt und streichle die weichen Locken und werde nicht müde.

Goldene Heiterkeit birgt tief wehen Klang. Der Himmel, der im Mittag steht, macht das Herz wehe vor Schweigen, sehnend vor Süßigkeit, am geliebten Busen niederzuruhen.

* * *

Im Frühlingsabend sitze ich neben der Schönen am Fenster, das seine weite herbe Tiefe bis dicht um den hochflimmernden Himmel auftut, die silberblanken Seen, die dunklen Kränze der Wälder, der fernen Berge bläulichen Riegel! In tiefer Rührung schaue ich den goldenen Glanz und die blaue Himmelsluft und trinke seine unendliche Stille aus ganzem Herzen.

Im sehnenden Dämmer harre ich neben dem angebeteten Leibe und atme seinen Geruch. Das glänzend blaue Kleid hüllt sie bis zum schönen nackten Busen und legt sanft eine dünne reiche Goldborte um das schimmernde Weiß der Haut. Tiefe drängende Freude in mir sehnt sich an dem blühenden Fleische teilzunehmen, in seine matte edle Haut den Mund zu legen und mit seligen Küssen aufzusteigen zum lächelnden rosigen Haupt. Aller zarten Wunder der Frau werde ich inne im Fühlen von ihrem Haupte langsam nieder am Leibe; ich muß mich bändigen, und es glimmt düster in mir, daß ich von ihr fortgehe.

Ich bin am langen Abend einsam unter finstren Baumkronen, die der blaue Wind sachte rührt. Ich sitze auf den Bergen, zu denen des Flusses ungeheurer Weite in der scheidenden Sonne rot aufglüht und wohne auf immer in den kühlen schweigenden Wäldern, bei roten Pilzen habe ich mein Heim und lagere im Moos, wo Rehe unhörbar eilen.

* * *

Wir sind wieder beieinander in ihrem Zimmer, sie ist so leicht und schmerzenlos, frei geht sie und kommt zurück. Sie ist vor mir verhüllt und scheint ein unbewegliches Bild, das ich anschaue aber nicht deute. Ihre Augen strahlen selten auf, aber dann sind sie blaues Licht in einem unbewegten weichen und vollen Kindesantlitz. Birgt ihre zarte Innigkeit nicht heiße blutende Male?

Den Druck ihrer schmalen Hand fühle ich um meine gleich inniger Umarmung. Die Taubenflügel unserer weißen Hände ruhen ineinander, und aus ihren Fingern rinnt in meine der Strom des reinen leidenschaftlichen Seins. Glücklich und herzlich ihr zugetan erzähle ich von meiner Einsamkeit, und als es endlich dunkel wird, begleitet sie mich an die Tür und leuchtet lang mit der Lampe nach. Sie steht vollbeschienen mit ihrem blassen Angesicht, dem hellgoldnen Haar.

Dunkel steige ich auf das Hausdach in die Nacht empor. Den heißen Kopf lehne ich an die alte eiserne Fahnenstange, an der die Ringe im einsamen Wind klirren und schaue nach dem Himmelsabgrund, in dem die ferne Großstadt sich mit einem Kreis von blassem Licht ankündigt. Meine klanglose dahingegangene Jugend schaue ich an, ich habe tiefes Heimweh und sehnsüchtig reiche ich die

Hand hinaus; ein Eisenbahnzug zieht drunten vorbei, seine lichtgeschlungene Perlenschnur reiht langsam durch die finstre Flur. Ich singe ein Weihnachtslied und steige helleren Herzens in das Haus hinab.

* * *

Beim roten Schein meiner Lampe breitet sich mein stilles, schönes Reich aus in der Pracht purpurner Gewölbe, das Licht steigt auf scheuen Fledermausflügeln in die blaue Nacht und schwindet langsam im spärlichen Sternenschein. Ein leis inniges Getön strahlt im Nachtwinde auf und hebt mich in die wolkenlose Höhe als flimmerndes Fünklein. Das sind die geheimnisvollen Abende, an denen ich für mein ringendes Büßen des Tags entzückt werde, in denen es mich mit der Süße von Liebesnächten erfüllt und die mich meine Tagesschmerzen vergessen machen. Es ist still unter dem Nachtdome und auch in mir ist es still. Von den Sternen nieder haucht geistiger Atem das Grobe aus meinen Augen fort, ich atme den mütterlichen Geruch der Erde und höre den schwermütigen Schlag der Wasser am Meeresstrande in meiner Kindheit.

Graue Tage! bald gehe ich zum Ufer hinab, wo die Wasser vom Wind schaukeln und mein armes Knabenlied vergeblich und schluchzend zerbricht.

Die Blätter werden gelber, Nebel ruhen tief über den Schluchten, die Seen schimmern von veilchendunklen Farben des scheidenden Sommers. Wehet, heilige Lüfte, mich heil und frei! Trübe Gespenster gehen über die frohe Erde. Dein Reich komme zu mir, Geliebte! Der Bedürfende harret deines Reiches und seiner Pracht, die zu ihm kommen.

* * *

Die Blätter röten sich, der klare farbige Herbst naht. Wir sind zusammen im Garten und jäten das Unkraut. Mit nackten, erdigen Füßen stehen wir in den braunen fruchtbaren Furchen. Von unten durch den Kiefernwald am Hügel funkelt der See und um uns wogen die Gräser und die reifen Aehren der Felder mit bunten Blumen im lauen Wind und heimlichem Goldgetön der Bienen. Die Freundlichen alle gehen in den blühenden Gärten, edel im schönen Tag.

Auf den entfernten Wiesen spielen weiße Kinder, das leidenschaftliche und grausame Geschehen des Menschen ist gleich dem Winter vor der Sonne gewichen. Im hohen Hafergras liegen die Sonnigen und heben die Weingläser in das Himmelsblau.

* * *

Abends bin ich allein im Waldesdunkel, und ich schaue die Geliebte von fern an, die Silberwolke in stiller Luft, die kühlrieselnde Welle über den warmen Steinen im Bach. Zum See steige ich nieder, und milde sind Beide: Abend und See, schön spiegeln sie einander im weißen Dämmer. Ich lege mich ans reinliche Ufer, drücke die Hände in den warmen Sandboden, und sanft wölbt sich die Erde in meine betreuende Hand, gleich der schmalen Frauenhand, die sich in Meine legt. Des Himmels seltsam blasses Licht steht über dem Wasser, gleich wie auf schwarzem Fels die hellen Säulen das schimmernd ferne Gewölbe tragen.

Unter den schattenden Pappeln, in der engen und hohen Wegbiegung, im grünen Dunkel erscheint die Schöne, Helle und Ruhige. Ich gehe zu ihr, und sie nimmt munter meinen Arm. Im warmen Abend schreiten wir langsam selbander ohne zu sprechen. Ihre kleinen dünnen Finger liegen unbefangen auf meiner Hand, und ich nehme, obgleich wider mein Fühlen, kühneren Willens diese Finger in meine Hand und ergreife vollen Besitz. Da sagt sie mit ihrer kundigen Anmut: „Lieber, wie Sie mir heut gefallen" und wendet hierbei meine Hand in der ihren, daß alle Ruhe dahinfliegt. Sie schmiegt die Hüfte an mich, so gehen wir zur Birke, die aus dunklem Waldesrahmen weit zur Seebucht hinaus ihr zartes Haar in die weiße Flut hängt. Fern schweben zwei Schwäne und das im Dämmer schöne Angesicht ist licht, der zart verschwimmende Schatten ihrer Wohlgestalt.

Mit der heraufziehenden Dämmerung steigt eine grauweißliche Gewitterwolke zur Höhe auf, bis sie eilend im heftig kühlen Sausen über der drohenden Leere steht. Düstere Gewölke schweben mit dem Dämmer einher, wachsender Sturm wirbelt zur schauerlichen Erde hernieder und faßt die Bäume hart an.

Wir sind beide nahe zueinander getreten, ihres Kleides Saum berührt mich an den Fußknöcheln, der erste Blitz zieht sengend durchs ungeheure Schwarz. Ich halte sie an meine Schulter mit dem Arm gedrückt und tue ihr nicht weh und genieße die süße Berührung mit ihrem Leib, während der betäubende Donner über das weite Erdhaus grollt. Aengstliche Vögel schwirren noch aus dem Schilf, und dann hören wir ferne Klänge, aus dem Hause der Freunde tönen die mächtigen Urlaute heldenhaften Aufbruchs in die Wetterwolke empor.

An der Wegbiegung nehmen wir Abschied. Als die lichte Gestalt schon fern auf den Hügeln als sanfter Schatten geht, greift aus den Lüften, die lind und geruhig nach dem Sturm sind, ein brennend Schluchzen, und betäubt falle ich zur Erde hin. Warmer Geruch des betauten Waldes, der Fruchtsträucher und Heckenrosen fließt in der lauen Nacht, ein froh Wandelnder singt das Lied von den Königskindern: „Sie konnten zu Einander nicht kommen, das Wasser war gar zu tief."

* * *

Wie gelind sie die Hand gibt, wenn es Nacht ist, und das eigene Herz nichts wissen darf!

Im nächtlichen Garten warte ich unter der schwarzästigen raunenden Linde, das große Haus liegt einsam vorm schwach scheinenden Himmel gen Osten. Die eiserne Gartenpforte im Walde schallt dumpf, und ich warte am Wege, wo sie vorüber muß. Da gibt sie im Dunkel ihre warme Hand, und ich halte sie eng. Alles Dunkel ist so klar und reif. „Nun kommen Sie mit mir heim, mein Lieber!" Gehorsam folge ich im Traum, an der Tür liebkost sie einfach und gelind meine Wange und schwindet im Dunkel des Flurs.

Nun liege ich die glückliche Nacht hindurch wach, so überwältigt von meiner dunklen Freude, daß der Augenblick stille wird und das wache Auge sich mit dem seligen Liede wie mit einer köstlichen Welt zudeckt. Trunken bin ich wach, in sanftester Wonne bewegt, lange bis ich den schweigenden Aufgang der Sonne grüße mit meinen Hymnen. Ich bin ein Strom, zwischen glänzenden Ufern ruht mein nackter Leib und sonnt sich und schläft in der Allhelligkeit.

* * *

Tagelang sehne ich mich und ringe in meiner klagenden, blutenden Leidenschaft. Dann treibt der geschwächte Geist im Meer von Grauen, Wahn und Selbsterniedrigung und wagt nicht mehr nach den Zielen seiner Jugend ewig frisch und behend hinzufassen. Wenn deine Geliebte mit dem Zuge abreist und über ihr Abteilfenster hinausgebeugt noch lange mit dem schimmernden Tuche grüßt, in dessen Bauschen das Mondlicht sich hüllt, ein letztes Wort, der schwindende Hauch ihrer Stimme weit hinausglänzt, dann entblößest du das Haupt, wankst. Beide, der Abschied und der Tod, haben das Gemeinsame, daß sie unbedingt sind und vernichten, und die Seele kann Dem nicht Widerstand leisten.

So gehe ich mit dem brennenden dreiarmigen Kerzenleuchter meiner Väter im freierlichen Wandeln durch die Nacht hinab zum See, um tief müde zu werden, und ich bete, daß ernste Lichtfinger meine Stirn, die empörerisch ist, weiß und eben machen mögen, gleich der des leuchtenden Hölderlin. Dann bete ich mein Miserere in herzlicher Inbrunst.

Tasten meine armen Hände nur noch zuckend durch unendliche Mühsal, waffne mich Odem dieses ernsten Tags, daß ich schneller vom großen Feste entweiche.

Am einsamen, seufzenden Seegestade will ich mich bergen, in den grauen schattenvollen Wäldern schweben, auf der Rehe ausgetretenen Spuren weilen im Mondeslicht und heimlichen Sausen.

* * *

Ein Mann wandert aus und läßt, als er im fremden Land ein Eigenes sich erworben hat, die im Heimatland harrende Geliebte übers Meer nachkommen. Das Schiff, welches das treue Mädchen trägt, wird im Sturm vernichtet und auf den Grund des Meeres geworfen.

Als den Mann die Nachricht des teuren Todes und Unterganges trifft, verdüstert er sich, verschließt aber den Glauben an ihr Weiterleben tief ins Innere. Er arbeitet weiter wie gewöhnlich, und des Abends sehen wohl hin und wieder Nachbarn durch die festlich bekränzte Hoftür den Einsamen in seinem Feiertagsrock vorm Hause sitzen und — warten. Abend für Abend erscheint, vorsichtig mit holdem Lächeln den Riegel der schweren Hoftür aufhebend, die nie vermißte, nie entbehrte Geliebte seit ihrem Tode. Im weißen magdlichen Schleier setzt sie sich still neben den Vermählten, mit Liebkosungen, unendlichen Zärtlichkeiten verbringen sie stumm ihre Liebesnacht, und gegen Morgen verschwindet unhörbar die Gesandtin des Paradieses. Anfangs hat er wohl noch gefragt, weshalb sein liebes Mädchen so stumm sei, da hat es sich trübe in ihn geschmiegt und ist aus seinen Armen jäh entronnen. Darauf hat der Lebendige seine Sprache verlernt, er begnügt sich, sein Haus an jedem Abend zum bescheidenen Willkomm zu kränzen, den Festrock anzulegen und die Nächte zu verbringen mit einsamen zärtlich seltsamen Gebärden.

* * * *

Die roten Vogelbeeren werden reif, die schlanken Blätter des rankenden Weins bräunen sich, und die Abende sind erfüllt vom süßen Geruch überreifer Früchte. Die Sonne sendet ihr letztes Gold über tiefem Blau. Ich liege ermüdet auf dem Abhang des Bahndamms, den Kopf dicht zu den stählernen Gleisen herauf geschoben. Zwei Züge begegnen einander in meiner Nähe mit vielem Lärm, mit lang nachhallendem Sausen. Wunderbar berührt erhebe ich mich von den Wirbeln der kreisenden Räder, kühle Luft bedeckt mich gleich Händen, die meine Augen verhüllen und mich mit sich fortziehen.

* * *

Ich lese im tiefen Traum der Liebe. Als Niels Lyhne ins verhangene, öde Zimmer kommt, liegt Frau Boje im Schaukelstuhl, und er schaukelt sie, während sie zu ihm spricht: „ganske blødt . . . ganske blødt . . . hvor jeg elsker Dig, du Søde, Søde . . . i mine Arme, du er saa god . . . Er du saa god, saa god? . . og Dit Haar . . ."

* * *

Fritz Baumann: **Holzschnitt / Vom Stock gedruckt**

In der Schwermut des Herbstes spielt einer im Saal schwere strömende Klänge. Auf dem Altan steht am Gitter, die feinen Finger um seine schwarzen Stäbe geschlungen die schöne Baltin und schaut versunken hinab auf die Wälder mit ihren blitzenden Seen im silbernen Dunst. Die Sonne ist blutrot im Niedergang und vom fernsten Himmel ziehen lichte Griffelwölkchen dem blassen Nachtglanz ankündigend vorauf.

Ihr helles Antlitz schaue ich an in seiner Abendglut, sie steht hoch aufgerichtet hingegeben den wühlenden Klängen, der ganze selige Abendhimmel ist nur noch ein Kleid um SIE. Sie erblickt mich, geht auf mich zu und legt einen Augenblick die Hand mit liebkosendem Hauch auf meine Stirn, der ich erblasse in heiliger Dämmerung.

Lange gehe ich ziellos durch das Haus, die langen finstren Gänge mit ihren Mauern erscheinen mir schwebend als aus durchsichtigem Kristall, von glänzenden Wolken Wohlgeruches durchflossen. Meine Füße wandeln auf Teppichen, und meine Glieder sind geschmeidig und leicht wie Flaumfedern.

* * *

In der Nacht wache ich auf, Geliebte, da kommst du und deckst meinen Mund mit deinen brennenden Lippen zu und heilst meinen Leib mit innigen Küssen. Du gräbst meine Glieder aus dem morschen Staub und richtest mich auf an deinem schimmernden Halse in die weite blaue Nacht mit kühlen silbernen Sternen.

* * *

Mit der schwachen Gebärde grenzenloser Hingabe, weißen Angesichts schwebst du im langen feuerfarbenen Gewand über den nächtlichen Wäldern. Die silbernen Kränze der Sterne hängen um den lodernden Traum, keine Wolke verbirgt Dich bis die Finsternis Dich ganz einhüllt.

* * *

Zurückgelehnt, in der Hand ein geringes Zucken, du dunkel Glückliche! In Glorie schwefelgelben Lichts ungeheures Haar. Eine rosenrote Taube legt die zerblätternde Blüte in deine hingegeben gefalteten Hände, während der schattende Stundenzeiger auf vollendeten Mittag weist.

Nackt, inbrünstig kniee ich über deinen Füßen, die in ihren Riemen schimmern und küsse ihre bläulichen Adern, die schimmernde Haut, küsse die glatten Nägel, die an ihren Wurzeln holde Halbmonde haben aus hellerem Rot als das deiner Haut.

* * *

Sausendes Bewegen erschüttert mich!

Komm! ein Märchenhaus baute ich, schön aus Millionen Opalen, himmelblauen! Und du kommst, deine glänzende Seide fliegt, hoheitsvoll, deine Königinnenhand von mir küssen zu lassen. Du steigst in die blaue Kutsche, gestiefelte beschwänzte Kater in weinroter Bedientenjacke, Schimpansengeneck, Töne der Weidenflöte, Lachen . . . schließlich DU in allerblausten Atlas gebettet, donnerst herein über funkelnde Kristallbrücke. Deine Hand hoch, schlank bewillkommt die Sonne, und ich trage dich in mein Opalhaus mit herzlicher Kraft.

* * *

Im Hause ist große Gesellschaft! Ich gehe in den geschmückten weiten Festsaal und sehe Sie inmitten des drängenden Stromes der Geladenen, indem sie nachdenklich verweilt und des Festes nicht achtet. Eine Rose trage ich zu ihr, um sie als Festangebind in ihr Haar zu stecken, aber ich wage noch nicht die zärtliche Tat zu tun. Doch der mächtige Trieb, dem ich gehorsam bin, bringt mich wundersam durch die dichten lauten Gruppen, ohne anzustoßen oder Aufenthalt, denn ich sehe nur SIE. Stumm reiche ich ihr die Blume, und sie senkt sie in ihren Gürtel in nachdenklicher Selbstverständlichkeit. Mit sachtem Zug beginnt ein schöner herber Geigenton über dem Lärm obzusiegen. Der ich neben der lieben, gewonnenen Hand lehne, schaue die schönen Gestalten der Götter an, die in den weiten Nordlandsaal treten und alles Land der ewigen Jugend zurückgeben im wonnigen Geschenk. Die Lichter löschen alle, schneeweißer Mond erglänzt über dem seligen Traumgesicht. Die schönen Asen wandeln über Biafröst, die Glückliche, nieder zu ihren grünen Triften, klare Waldbäche stürzen von dämmernden Felsen, im unendlichen Jubel schweben die Liebenden, die sonnigen Töchter des Blitze-Zeugers über den Strömen, mühlos trieft die Erde vom zerbrochenen Gewölk, ein ewiger Lichtbogen hält das aufgetanene Haus der Erde umschlungen im inniglichten Gleichgewicht beider Pole.

* * *

Geordnet brausen die blauen Weltmeere! Ueber grünen Fluren fliegen Adler, tiefes Blau mit silbernen Wolken sinkt in die Erdabgründe und Täler mit ihren Wäldern und Strömen. Auf goldenen Schalen am dunklen Gestade opfern die nackten Menschen Früchte, und auf weißköpfigem blauem Flutberg wirft das Meer Rosen in breiten Strömen auf den Sand.

Im stillen Abend, auf dem höchsten Berggipfel singen Erlauchte, in den schmalen Händen Sterne erhebend, den Fernen zu glänzen.

* * *

Auf die Bitte der lieben Frau meinen Traum zu erzählen, bin ich dem schönen Befehl gehorsam und entferne mich im stillen Gebet, mit geschlossenen Augen von dem, was mich in Nähe und Sinnen und an dieser innig drückenden Liebeshand fesselt. Brausenden Herzens, doch mit stockender Sprache werde ich meines Traumes von vergangener Nacht gänzlich wieder eingedenk.

Dies war mein Traum: Nach langer Wanderung zu den Dünen angesichts des grau verhüllten Meeres komme ich. Aus der ungeheuren Tiefe steigt die flache, öde Wand des kaum erhellten Spiegels, Klagen von Vögeln schweben mit gesenktem Flug durch den Abend und eintöniger Wellenschlag bricht von der Tiefe herauf. Vor dieser Weltwand, die trostlos und lähmend ist, beginne ich einen dumpf-verhaltenen, ferngroßen Klang zu vernehmen, der in meinen dunklen Körper balsamisch hineinhaucht, und die einsame Schwermut des Meeres zärtlich verwandelt.

Mahnende, seltsame Rufe kommen mit erregtem Hauch: „Menschlein, rennst mit gerungenen Händen. Durch die Erde glänzt es vom Golde, dennoch mußt du einst schlafen gehen, fern dem vergrabenen Schatz. Ein wenig Lallen, Geschluchz, in der Erde stochern, bis der Mann der uralten Nacht vom Meere heraufsteigt und dich licht zudeckt mit den glänzenden Federn des Paradieses. Siehe, Menschlein, deine Hände von Gott schimmern . . .“

Die milden Worte spreche ich im Gebet bebend nach, da umfluten sie mich in einem überirdischen Bad, in einem Strom der Liebe, in einer zarten Goldwolke, die anmutig den ganzen Himmel umwallt.

Als sie sanft in herrlicher Höhe sich löst, bin ich auf einer weithin gedehnten Waldstraße, die ich mühelos und heiter mit biegsamen Gliedern dahin wandle. Mein Gewand, das ich nicht ermüde anzustaunen und sein Gewebe zu liebkosen, ist von der Farbe der Abendröte, besonnt mit des Himmels opalenem Glanz. Jedes Einzelne entlang am Wege, den Wuchs, die Geradheit, die Vielstämmigkeit der Bäume, die mannigfaltige Farbigkeit des Waldbodens bewundere ich mit der Kraft reineren, unermüdeten Gefühls, das eben mit der Frische des Neugeborenen zum starken, regen Leben erwacht. Die unabsehbare Wanderstraße, das gesunde fast körperliche Umarmen der reinen mütterlichen Luft, die Klarheit des Vogelgesangs und des Halls meiner eigenen Lieder sind ebensoviele Wonnen, die ich mit dankbarer Zärtlichkeit empfinde. Dann kommen weite Heideebenen in brauner Schöne zum Weg, dann rauscht es von bunten Wäldern, und sie sind kühl und duftend. Hunderte dunkle Stämme im Hain wären eine Mauer, wenn grüne Blätterdämmerung nicht sanft um sie webte und die Stämme zu Säulen würden, welche ewige Dome tragen. In den Waldestiefen singe ich den heiligen Dreizeiler aus dem Bernhardsgebet von Dante.

Von Freude zärtlich geführt gelange ich an einen glanzblau sich dehnenden See, über dessen Spiegel fern geheimnisvolle Berge und die schlanken Glieder goldener Laubwälder sich erheben. Munter laufe ich zum Ufer, ein Boot rinnt unter schmalem weißem Segel über die leuchtende Flut und legt zum Einstieg für mich an. Ein blasser Jüngling hilft mir hinein; am Bug, bislang vom Segel verdeckt, erblicke ich eine helle Frau im blauen Gewand, vom schönen vollen Mittagsglanz besonnt. Von der nackten Schulter, die wie ein Thron das goldgelockte Haupt einer lieblichen Tochter des Sees oder der Berge erhöht, ist das Gewand in faltenloser blauer Würde dicht an die edlen Glieder geschmiegt, die lässig ruhen. Sie gibt mir lächelnd die Hand und löst sie nicht wieder von der Meinen, als sei ich ihr wohlvertraut und unser Wiedersehen ihr lieb.

Der Wind füllt das Segel in seiner Wendung; das Boot neigt sich ein wenig unter ihrem Druck und schießt dann mitten in den schwirrenden Seeglanz. Das Kielwasser rauscht, der Himmelsatem drückt die Locken ins schöne Frauenangesicht, und inniges Lächeln rührt ihren Mund vom Flug der Fahrt, der Schöne des Sees und seiner zauberischen Ufer und vom Druck meiner Finger über ihre Hand. Ich genieße nach dem ersten begierigen Anschaun die Balsamnahrung des süßen Windes und die feierliche Stille der Flut, die nur das eilende Boot zu Wellen regt. Wunderbares Geheimnis erhebt die atmende Brust, in die Gründe des Wassers blicke ich mit dem gleitenden Tang und den dämmrig schimmernden Fischescharen. Der minnigen Frau bin ich ganz nah und betrachte ruhig den lichtgestalteten Leib, seine Reinheit, das freie sonnige Haupt, die sanften schmalen Hände, die ich beide mit dem süßen Zauber des Abenteuers umfasse. Um ihren Mund ist das leidenschaftliche Lächeln gleich der seidenen Helle um den Mond, wenn alle seine Wölkchen ferner um ihn schweben.

Eine Bucht dehnt sich drüben in ein grünes Talgefild. Höhen steigen hinter ihm aufwärts, und über den See wölbt sich dunkler der Himmel.

Mit meiner Führerin Hand in Hand steige ich die Hügel hinauf, über denen bunte Gestalten leuchten. Ferne Gesänge hauchen erhöhende Kraft zu Tal und bereiten uns für neues Geschehen vor. Als wir den Gipfel gewinnen ist hoher reicher Rundblick. Ebenmäßige Wogen der Hügel mit ihren Talfalten senken sich rings in ein weites Land mit

farbigen Fluren und stillen Gewässern. Schmale Deiche teilen endlose Weiden, auf denen bunte Rinderherden ruhen. Stille Wälder der edlen Bergfichte steigen mächtig zu den Bergen und über uns empor und wiegen die ungeheuren Palmen im dunklen Blau. Ueber den Wäldern auf ferner Höhe leuchtet der flache goldene Schein eines Domes über dem Land. Und von den Bergen nieder in die Ebene sind Gärten mit Lauben gezogen, die erfüllt sind von Scharen jubelnder Menschen. Lieder und Festesklänge wallen zu den Bergen auf, und von ihnen werden sie mit mehrfachem Widerhall beantwortet. Johannistag zieht trunken durch die Lande, Fruchtranken umschlingen seine Schläfen, und seine gebräunten Hände erheben den sonnenglühenden Kristall zu den Lippen. Preis und Dank jubeln die endlosen wiederkehrenden Lieder, als seien sie die fruchtzeugerischen Jahreszeiten selbst, die dem Born der Liebe unerschöpflich entspringen.

Hingerissen beim Anblick dieses Hirtentags verweilen wir beide eng ineinander geschlungen und schauen unersättlich auf das schöne Land in seinem Festkranz der Menschenfreude. Nach den Klängen der Hirtenzymbel, der Zigeunergeige und der Heroldposaune falten sich Scharen der Reigen in wehenden schönfarbigen Gewändern auf dem hohen Bergplan ineinander und verweben sich im kreisenden Flor. Mitten unter ihnen aber steht der schmale erhabene Jüngling in goldbortigem Rot und ist reglos unter den Tanzenden. Noch immer dröhnen die Fanfaren, die Berge hallen von ihnen wieder, und herrlich klingen darein die kristallenen Trinkschalen im Zuruf gegen einander gehoben. Dann lassen sich Alle auf dem Rasen im weiten Kreis nieder, bunte Knaben bringen Wein und Früchte, und die Frauen breiten zu einem großen Ring die Gewänder aus, zu einem bunten Zauberkreis, in dem nur der Jüngling in Rot aufrecht steht und jetzt Jedem sichtbar ist. Er spricht zu ihnen die scherzenden und leichten Verse:

So ist alles nichts als Fabel
außer unserm Wunsch zu lieben,
von dem Müßiggang der Götter
genießet bald was euch geblieben.
Dann soll sich bei diesem Streben
anmutreich dein Schicksal finden,
wirst dem Hirtenland dich nahen
und Entfernung mag verschwinden.
Ja, der Wein in den Kristallen
macht die schönen Augen leuchten
hoch die lieben Herzen wallen
unter den geknüpften Leibchen.

Mit reicher Gebärde tritt jäh eine Frau im grünsilbernen Gewand hinter den Herrlichen in Rot und hält, als seine letzten süßen Worte perlengleich auf die Frauen und Jünglinge niedersinken, die weißen Hände über seine schwermütigen Augen geschlungen. In sanfter Belohnung nimmt er ihre Hände und senkt sein Angesicht zu ihrem Mund, dazu ihre Schulter bebt. Dann lehnt sie sich liebevoll an seine hohe Gestalt, und er beginnt mit dem zweiten Liede, blasser ist er vor Genuß und Trauer:

Habt nun keine andere Trauer
als die Freude zu bewahren,
überhauchen euch die Schauer
seidner Kleider, feiner Verse.
Beste ist der Sittenlehren,
da doch Edelste der Weisen
nur mit leerer Torheit prahlen-
Gegenwart im Nu vergessen.
Handelt endlich sich ums Eine:
niemals krank und traurig werden,
durchaus frevelhaft erscheine
wer Lebendgem trüb begegnet *).

Das liebende Paar inmitten des Kreises umfaßt einandr und zu den beiden Hochgestalten erheben alle grüßend die Trinkschalen, die Runde bebt vom herrlichen Erklingen und Zuruf.

Der ruhende farbige Frauenkreis ist erregt erstanden, sie geben einander die Hände und umschreiten im Reigen das minnige Paar in der Mitte. Die erhoben aneinander geschmiegten Arme des Reigens bewegen sich sanft in lichtblauer Wonne, streng gegliederten Schrittes entfaltet er sich nach dem Lied der Geige diese unzähligen erhobenen Händepaare fassen einander im Liebesringe zum brennendem Diadem. Dann senken sich alle mit einem Knie auf die Erde und hinter dem Reigen der Frauen und Mädchen steht der zweite der Jünglinge und Männer, deren jeder die Seine an die Hand nimmt und sie schmückt mit goldroten Blumensonnen.

Fortsetzung folgt

Gedichte

Paul Bommersheim

Manchmal hebt sich Gott von Dir . . nachts.
Vielleicht noch einsam grauerhellte Schwermutstanne.
Die schüttelt Tränen von sich . . rieselnd.
Vielleicht noch einsam toter Pfahl in feuchten Wettern.
Vielleich noch einsam nackter Stein aus nasser Krume.
Vielleicht noch einsam grauer Fleck in grauer Leere.
Schlund und Abgrund. Abgrund des Nichts und Schlund der Leere.
Du beugst Dich in das Nichts und starrst hinein
und starrst ins Graue sonder Licht noch Spur noch Ahnung.
Noch einmal kann es sein, daß schwarzes Totes aufsteigt.
Das wird dann eisenstarr.
Du starrst ins Graue sonder Licht noch Spur noch Ahnung.

Das Leere kreist herum,
Du wirbelst mit.
Du wirbelst rastlos mit.
Du wirbelst ruhlos, rastlos mit.

* * *

Die Laubwirrnis hat die Erschütterung ergriffen.
Die Blattwirrnis, in der wir schweben, hat die Erschütterung ergriffen.
Nun starren ringsum schwarze Äste kreuz und quer, schwarz wie die Hölle.
Plötzlich ist ein Zweig vor mir, klar, fest umrissen, greifbar.
Der trägt ein einziges Blatt.
Das ist ganz ruhig und schwarzgrau.
Ich kann jeden Nerv drauf sehen, jedes Härchen.
Viele starren aufrecht; manche sind geknickt; die werden verderben.
Auf einmal glotzt ein Käfer über den Rand, ein grüngoldner.
Der beginnt das Blatt abzunagen.
Man hört das Surren seiner Sägekiefer . . .
sausend . . . sausend.
Das Blatt schwankt nun auch.
Das war der Augenblick, in dem mein Stern vom Himmel fiel.

Zwang

Scharfes hagelt herab in stählernen Strähnen
schmeißt Löcher in friedliche Purpurblüten.
Farbenfunkeln erstickte in Sturmwut von Nächten.
Blätter ducken die Angst in dunstige Furchen.
Metallische Helle von mindersausenden Säbeln.
Wälder von Klirren . . . Atemstille . . . zittern.
Ein Aechzen zerreißt den Grund . . . Riß an Riß.
Wie eine Klage bläht sich Dunkles auf
und wächst gespannt und wächst
aber zerplatzt nicht
ganz gespannt.

Heilige Tage

Ich trag so warm an diesen Tagen.
Mein Haupt hat abgetan die längst geformten Dinge
und ist vom Quellen schwer.
Die Nebel, die mir alles nahmen,
sind weiß und warm und licht.
Ein neues Frühlicht steigt im Nebel auf.
Das tropft sein blühend Blut.
Das schüttet über mich sein Blut.
Ich geh nun ganz ins rote Auferstehen.
Mein Haupt sinkt hin, wo all das überquillt.
Ich trag so warm an diesen Tagen.
Denn Sternenblut umströmt mich.

Weiße Stunde

Durchsichtiges stürzt herab als glitzernde Säule.
Und Weißes überspannt alles, überspannt alles.
Das ist mit Tautröpfchen besprüht.
Güsse von Licht sprudeln.
Manchmal taucht liebeglühes Rot und stirbt hin.
Nur die goldnen Adern bleiben, die die Morgenhelle durchziehn.
Ich bin ein weißes Riesenflügelpaar.
Auf dem ruht alles.
Nun falten sich die Flügel zusammen.
Und ich umspanne alles . .
umspanne alles . . . alles.

Ich segne diese Stunde.

Briefe

Kurt Heynicke

An Frauen und an eine Frau

Euch, die Ihr leichtgeschürzt unter Bogenlampen und durch Wälder geht, Euch, vieler Tage Feierabend, lege ich meine Seele in den Schoß. Ich habe sie auf dieses Blatt geschrieben und es an meine Lippen gedrückt, wie ich die weiße Haut eines Mädchens küßte, die meine Jugend trug und eine Dirne war.

Meine Jugend ist tastender Liebesreigen, und ich bin heute noch jung.

An den Quellen meines Leibes steht Ihr mit wartender Müdigkeit, und ich muß lächeln, denn ich bin alt vor Euerem Blick.

Ihr seid viel an meine Lippen geblutet, und meine Arme trugen Euere Kronen; doch da fühlte ich die Ketten daran und meine Muskeln knirschten und das Erz zerbrach.

Meine Sehnsucht sucht Euch groß. Aber das Winseln kleiner Schoßtiere ist herum. Mein Lachen zu Euch ist weh, und ich finde keinen Glanz in Euerem Blute. Und dennoch liege ich auf den Knieen und freue Tränen hinauf zu Euch. Klänge schrie meine Seele und Lieder standen vor Eueren Toren, die fremden Auges auf meine Pein blickten.

Ihr Frauen, ich liebe Euch, und mein Leben ist nichts.

Eine geringe Ewigkeit, und mir singt die Schlacht.

Und ich genieße die Furcht des Todes, die mich schon einmal umtanzte.

Wenn die pfeifenden Kupfervögel mir in den Ohren liegen, werden meine Hände rückwärts greifen. Nach Euch!

Ihr Frauen! Ich kann Götter machen. Aber in Euch hinein finde ich keinen Gott, und mein Blut ist ein Kinderschattenspiel, über das erwachsene Menschen lächeln.

Meine Sehnsucht stirbt nicht. Sie steht im Schatten einer Säule und hüllt sich in einen roten Mantel.

Der Mantel ist Jugend; ich will ihn einem Opfersteine bringen. Der Stein ist weiß und hat das Gewicht einer stolzen Frau.

Ich lege mein Haupt in die Höhlen deiner Hand, du Königin, die ich nicht kenne.

Siehe, ich bin jung und kann nicht sterben. Vergib mir mein Elend und küsse meine Lippen, die eine lange Nacht nach Dir zernagte. Nimm mich in Deine Arme, Du, deren Blut Seele sein muß und deren Seele blutdurchspült ist.

Ich will Dir Tempel bauen und Götter machen.

Sieh, meine rote Sehnsucht steht vor dem Dome und bettelt.

Komm!

An manchen Tag

Gib mir grünes Gift oder ein großes Wasser, darin ich mich ertränke.

Oder eine Lust, die tiefer ist als die Liebe und blutiger als die Wollust des Todes in der Schlacht.

Oder einen Schwan, weißer als weißester Marmor, dem ich den Hals mit schmutzigen Fingern zerdrücke.

Gib mir einen Tag, der lebendiger ist als die wechselvolle Verzerrung einer Stunde in die Nacht.

Warum, Du Tag, ziehst Du die wächserne Fratze über die Sonne und schleichst an den grauen Häusern entlang, wie Menschen, die ein Nichts sind, gleich Dir? In Deinem Schatten gehen die Gesalbten des Einerleis, tragen Moden über ihre Nacktheit und werfen ihre Einfalt hin und her.

Ich hasse das Hinschreiten in deine Genügsamkeit, ich hasse die Fahlgesichter, die da sagen: Gott will es, ich bin zufrieden. Du machst die Seelen träge und gebärst Zahlen.

Und wenn einer den Hammer hebt, zu schlagen, rufst Du die Sachwalter deiner krüppeligen Stunden, die Huren und Freudenbecher.

Heio, wie tief ist die Lust und wie leer der Leib Deiner Geschöpfe. Trug ist Deine Freude, und Deine Geschenke sind halbe Worte, auf Packpapier geschrieben, wert, zerspeichelt und deiner Fratze entgegengespieen zu werden, mir aber ein Gottesdienst der Verachtung. Wohl meinem Auge, das sich hell aus den Nächten hebt, zu glänzen!

Ich hasse Dich, wie ich das Einerlei hasse. Weil Deine Düsterheit Pose ist und gemachtes Bildnis Dein Blick.

Weil ich Dich töten kann, wenn ich will. Weil ich Sonne in den Händen habe, während Du regnest.

Siehe, so gehe ich dahin:

Eines seltenen Weges, und ich weiß nicht, wann ich gekreuzigt werde.

Aber siehe doch: Ich gehe.

Und bin über Dir; Sonne läuft über mein Haar, eine Krone, zu glänzen zur Feier meines Schrittes.

Marionettentheater

Julius Szini

Der feiste Direktor saß schon seit sechs Uhr abends traurig in der Kasse. Es kam keine Seele. Und von Minute zu Minute wurde er anscheinend magerer und schlaffer. An der luftigen Arena, die im Winter ein Tanzsaal war, kündeten vergebens die bunten Plakate das prächtigste aller Stücke an, dessen Titel da ist: „Hamlet, oder der gerächte Brudermord".

Ophelia war noch im weißen Straßenkleid (sie pflegte übrigens für diese Rolle bloß den Federhut mit einem Kranz zu vertauschen), Hamlet stand mit verschlungenen Armen vor der kleinen Türe, durch die der Weg zu den Logen führte, Polonius saß auf der Bank vor der Arena und grub mit dem Spazierstock Zahlen in den Sand, Rosenkranz und Güldenstern disputierten über Politik.

Endlich kam auch ein lebendiger Mensch aufs Theatergebäude zu. Er war ziemlich elegant gekleidet, und die Augen der Schauspieler glänzten für einen Moment auf. Sie streichelten ihn beinahe mit ihren Blicken. Der Herr begrüßte liebenswürdig den Direktor, der sich sofort in ein einziges rundliches Lächeln verwandelte.

„Sie befehlen ein Billett?"

„Nein", antwortete der Herr verwirrt. Es stellte sich heraus, daß er der zweite Barbier des Städtchens war und sich erbötig machte, die Herren Schauspieler billiger zu rasieren als sein Konkurrent. Der Direktor verzog sein Gesicht zu einem herben Lächeln.

„Sie wollen uns noch barbieren! Wir sind schon genügend kahl!"

Und er zeigte auf das Billettpäckchen, das ihm auf den Hals geblieben war, denn er hatte den ganzen Tag über in dem Städtchen kaum zehn Eintrittskarten verkauft.

„Dieses nichtsnutzige Volk!" sagte traurig Schäumler, der Barbier. „Bisher ist hier noch jede Schauspielertruppe durchgekracht. Dieses Pack braucht kein Theater. Auch jetzt drängt es sich lieber auf den Marktplatz, wo sich ein Marionettentheater mit Musik befindet."

Um sieben Uhr zehn Minuten nahm der Direktor die schwarze Seidenmütze vom Kopf, schleuderte sie zur Erde und sprach zum Star der Gesellschaft:

„Ophelia, geh ins Kloster! Bete für uns, denn wenn es uns noch einen Tag lang so ergeht, könnt ihr wandern. Jeder, wohin es ihm beliebt! Die heutige Vorstellung sagen wir ab, es verlohnt sich nicht, für zehn Zuschauer zu spielen."

Verzagt ließ Ophelia die Hände sinken.

„Ich kann doch nicht dafür, daß ich nicht als Holzpuppe zur Welt kam. Da würde sich das Volk nicht auf den Marktplatz, sondern hierher drängen."

Polonius aber sprach mit der Gelassenheit und Überlegenheit eines königlichen Kämmerers:

„Das Volk hat immer recht. Und so wollen auch wir uns dorthin begeben, wo sich das göttliche Volk drängt. Lernen wir von den hölzernen Puppen, was die echte Schauspielkunst ist."

Ophelias Gesicht leuchtete plötzlich auf:

„Diese Idee ist nicht einmal so übel. Gehen wir alle ins Marionettentheater. An solchen Orten lernt man oft in einer Stunde mehr, als auf der Akademie in vier Jahren."

Und die ganze Gesellschaft, der es an diesem Tage so arg ergangen war, brach auf und begab sich auf den Marktplatz hinüber. Zwei Azetylenfackeln und eine Menge bunter Papierlaternen ließen die Front des Puppentheaters erglänzen. In der schlecht beleuchteten Kleinstadt prunkte dieser kunterbunte, glitzernde, goldene Eingang wie eine Elfenhalle. Auf einem Podium stand der Musikautomat, der eine ganze Blechkapelle ersetzte und mit betäubendem Spektakel die neugierigen Menschen auflärmte.

Ein Ausrufer posaunte mit geilender Stimme aus, was alles in der Bude zu sehen sei. Die Leute aber drängten sich, rissen vor Erstaunen die Mäuler auf und strebten in immer größerer Zahl die Holzstiege empor, die zur Kasse führte. Das Volk tat fröhlich, das Geld klirrte anheimelnd, und in der Kasse streifte ein wohlgenährter Herr mit einem großen Schnurrbart die Silber- und Nickelstücke ein, fast ohne sie zu zählen. Sein Gesicht strahlte und war trotz der darauf lastenden Strenge glücklich.

Plötzlich rief Ophelia aus:

„Herepey!"

„Wo?" fragte neugierig der Direktor.

„Dort sitzt er in der Kasse", antwortete Ophelia. „Erkennt ihr ihn denn nicht? Wahrscheinlich gehört das Marionettentheater ihm."

„Ausgeschlossen!" sagte Hamlet. Die Schauspieler drängten sich näher zur Kasse, um den Kassierer genauer besehen zu können. Und alle kamen mit der Nachricht zurück, der Mann mit dem großen Schnurrbart sehe Herepey auffallend ähnlich.

„Er hatte doch keinen Schnurrbart!" sagte der Narr, der zugleich der Requisitenmeister der Gesellschaft war.

„Er hat sich eben einen wachsen lassen", antwortete kurz der Direktor. „Und dennoch ... ich glaube nicht, daß Herepey so tief gesunken ist. Ließ ihn doch sein übergroßes Selbstbewußtsein nicht bei uns bleiben ..."

„Ophelia war's", sprach tölpelhaft der Requisitenmeister. Die Schauspieler lachten, und der Direktor merkte sofort, daß der Narr wieder etwas ausgeplaudert hatte, was die Mimen verheimlichten.

„Ist es wahr, Ophelia?" fragte der Direktor.

„Wahr ist nur, daß er mich umwarb."

„Und Sie ihn nicht erhört haben", setzte der Direktor fort. „Jetzt begreife ich freilich, warum er uns so plötzlich verlassen hat! Ein genialer Mensch!"

„Bei unserem Direktor ist jeder genial, der von ihm fortging", sagte im Tone komischen Vorwurfs Hamlet.

„Unvergeßlich wird mir sein Hamlet bleiben," versetzte der Direktor bissig, „und das Unglück verfolgte mich auch von der Stunde ab, da Herepey von mir ging."

Ophelia rümpfte die Nase.

„Ist es Ihnen, Herr Direktor, gar so sehr darum zu tun, daß er zurückkommt?"

„Jetzt ist's schon zu spät. Siehst du denn nicht, daß er inzwischen Theaterdirektor geworden ist?"

„Und dennoch wird er zurückkommen", bekräftigte Ophelia. „Es kostet mich nicht mehr als ein Wort."

„Glaub das nicht", höhnte der Direktor. „Für die lebende Schauspielerin werden ihn die Holzpuppen völlig getröstet haben. Wer eine so gute Truppe hat, der er nicht einmal Gage zahlen muß, kehrt nicht wieder in unser Elend zurück."

Ophelia warf den Kopf zurück — wie stets, wenn sie etwas Großes wollte.

„Ich will's versuchen!"

Sie bahnte sich einen Weg durch die Menge, drängte sich die hölzerne Treppe empor und stand plötzlich vor der Kasse. Jetzt sah sie den Mann mit dem großen Schnurrbart schon unmittelbar aus der Nähe. Kein Zweifel, Herepey war's. Einen Augenblick sahen die beiden einander starr an. Schließlich sagte Ophelia leise:

„Guten Abend, Herepey!"

„Sie irren," lächelte der Mann, „ich bin Carlo Fradeletto, Direktor des Fantoche-Theaters aus Bologna."

„Dann bitte ich um ein Billett", sprach Ophelia und maß den Puppenspieler.

„Verrate mich nicht," flüsterte Herepey plötzlich leise, „geh hinein. Von dir nehme ich kein Geld."

„Aber auch die andern sind hier", sprach Ophelia leise.

„Ich weiß es, auch sie sollen eintreten."

Ophelia winkte, und in der nächsten Minute befand sich die ganze Truppe in dem vollgedrängten Zuschauerraum des Marionettentheaters. Das Publikum summte und brummte, aß Orangen, war ungeduldig, rückte hin und her, klopfte und stampfte und konnte den Beginn der Vorstellung nicht erwarten. In der ersten Reihe saß der Oberstuhlrichter, neben ihm die anderen Notabeln des Städtchens. Der hochwürdige Herr Pfarrer wischte sich eben mit einem karrierten Taschentuch die schwitzende Stirn. Auch die Mitglieder des Theaterausschusses waren anwesend, aber vom Zufall zerstreut, obwohl sie auch ganz getrost korporativ hätten erscheinen können.

Als der Vorhang endlich in die Höhe rollte, wogte über das Publikum meeresflutgleich das Murmeln des Gefallens dahin. Funkelnde Dekorationen glänzten. Ein Feenpalast im kleinen. Vor dem Palaste thronten König und Königin inmitten des prunkenden Hofes. Aus kindergroßen Puppen bestand diese seltsame starre Schauspielergruppe, die im Herzen der großen, erwachsenen Kinder die Illusionen der Kleinkinderjahre erwecken sollte.

Eine unsichtbare Orgel summte. Der königliche Zug brach auf seinen zitternden Drähten auf, marschierte dreimal um die Bühne und verschwand dann langsam, damit die Königstochter allein den verliebten Hirtenknaben empfangen könne, der hinter einem Baume auf diese Gelegenheit gelauert hatte. Es begann ein stummes Schauspiel, von den Puppen in jener internationalen Sprache dargestellt, die keine Worte hat und dennoch von der naivsten Seele ebenso verstanden wird wie von dem stärksten Geist. Die Menschen spannten erstaunt Mund und Ohren auf. Und mit verhaltenem Atem sahen sie der einfältigen Geschichte von der Liebe des Hirtenknaben zur Prinzessin zu.

Nach der dekorativen Pantomime kam auf die Bühne eine Puppe im Harlekingewand. Die Marionette machte vor dem Publikum eine Verbeugung und rief mit krähender Stimme:

„Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß zu Ehren des so zahlreich erschienenen Publikums heute zum ersten Male das ausgezeichnete und weltberühmte Stück gespielt wird: ‚Hamlet, oder der gerächte Brudermord'. Obzwar unsere Bühne etwas klein und wir Akteure von einiger Unbeholfenheit, wollen wir dennoch nach besten Kräften trachten, der Illusion des hochverehrten Publikums zu dienen, um dessen Nachsicht wir ergebenst bitten."

Der hochwürdige Herr nickte zustimmend mit dem Kopfe. Der Literaturprofessor des Gymnasiums zwinkerte dem Oberstuhlrichter belustigt zu. Dieser antwortete mit gemessener Lustigkeit und in gleicher Weise, das Publikum brach in stürmischen Applaus aus, und die Schauspieler schauten einander an.

„Dies spielt er für uns," sagte der Direktor, „und ich bin schon schrecklich neugierig darauf."

„Für mich spielt er dies", sagte Ophelia leise.

Dreimal pochte ein Stock, dann begann „Hamlet". Ein „Hamlet", wie sich ihn Shakespeare niemals hat träumen lassen. Einfältige Worte, einfältige Wendungen. Für ein Jahrmarktpublikum stark gekürzt. Nur die Geschehnisse jagten einander wie auf der wirklichen Bühne. Und dennoch lauschte das Publikum so gespannt, daß mitunter sogar das Fliegengesumme hörbar war. Mit gespannten Ohren und offenen Mäulern hörten die Leute zu, als träufelte man ihnen Honig auf die Lippen.

Da kam die Szene: Hamlet unter den Schauspielern. Die Marionette im schwarzen Samtgewand und einer federgeschmückten Kapuze, die den grüblerischen Dänenprinzen darstellte, trat vor die Schauspieler und sprach:

„Was ist euch Hekuba? Und warum weint ihr all eure Traurigkeit um sie? Zerlumptes Hungerleiderpack! In euren Augen glänzt das Feuer der Apostel, aber aus eurem Magen ruft euch ein erfahrener Souffleur ganz andere Rollen zu. Jung zogt ihr in die Welt, um begeistert die schönheitsschweren Worte der großen Dichter zu verkünden. Doch bald mußtet ihr erfahren, daß das Publikum es nicht liebt, sich den Kopf zu zerbrechen, nicht erbaut werden will und auch nicht klüger; Komödie will es, eitlen Tand, billige Blendung, angenehme Lügen, niedrigen Sinneskitzel. Ihr wollt dem Menschen den Menschen zeigen, aber er will Puppen, nach seinen eigenen Illusionen handelnde Puppen. Während das Publikum eure wahrheitkündenden Spielstätten furchtsam meidet, erntet ein lumpichtes Marionettentheater, das frank und frech lügen darf, euch vor der Nase nicht nur das Gold, sondern auch die Lorbeeren ab. Schaut euch um, die Mitglieder des Theaterausschusses sitzen im Pimperltheater und applaudieren den Schauspielern aus Werg, die keine Subvention verlangen."

„Dies steht im Shakespeare?" fragte der Oberstuhlrichter argwöhnisch den Literaturprofessor.

„Jawohl", zwinkerte der Herr Professor, der stets ein inneres Behagen fühlte, wenn die Ausschußmitglieder unangenehme Dinge zu hören bekamen.

„Sagte ich nicht, daß er für uns spielt?" Der Theaterdirektor blickte sich triumphierend um.

Grübelnd ging der Marionettenhamlet auf und ab; man sah, er traf Vorbereitungen. Jeder horchte auf. Endlich trat Hamlet zu Ophelia hin, aus deren kleinem Wachsgesicht die Glasaugen tieftraurig blickten.

„Und du, Ophelia!..." sprach Hamlet und ließ, soweit es der Draht zuließ, den Kopf hängen, „du weißt, daß auch ich Schauspieler war und mit ihnen das leichtsinnige Brot aß. Damals glaubte ich noch an die Menschen und glaubte auch den Tränen. Da warf mir das Schicksal ein Mädchen in den Weg, das schöner war als mein schönster Traum. . Ich tat ihr nicht schön, wie dies andere pflegten, pries nicht ihre Schönheit mit hinterlistigen Komplimenten, die dem kalten Verstand entstammen. Ich spreizte mich nicht vor ihr, pries nicht marktschreierisch meine Vorzüge, meine Fähigkeiten an. Nichts sagte ich ihr als die Wahrheit. Zeigte ihr den Menschen, den wirklichen, aufrichtigen, fehlerhaften Menschen. Aber sie wollte nicht den Menschen, sondern die Komödie der Liebe. Hatte kein Ohr für mich. Hörte des anderen Mannes niedrige Schmeicheleien und schlaue Komplimente lieber. Verlachte mich. Siehst du, Ophelia, auch das Weib ist wie das Publikum. Und wer es erobern will, muß lügen, betrügen, sich verstellen, Komödie spielen können. Deshalb mußte ich aufhören, Schauspieler zu sein."

Vom Zuschauerraum aus starrte Ophelia auf das kleine Männlein im schwarzen Samtwams. Das Männlein war ihr nicht einmal zugewendet und sprach dennoch zu ihr mit aufrichtiger, überzeugender, menschlicher Stimme. Als es geendet hatte, erschallte dröhnender Applaus. Ophelia kam erst durch diesen Lärm zur Besinnung. Sie hielt es nicht länger auf ihrem Platz aus, verließ den Zuschauerraum, kam hinter die Plachen des Puppentheaters, öffnete den Eingang an der Rückseite und trat ein.

Ein Mann befand sich dort, ihr mit dem Rücken zugewendet, mit einem Samtrock bekleidet. Er lehnte sich auf ein Bühnenpult, das ihm bis zur Brust reichte. Seltsam scharf zeichnete sich der Schatten seines Kopfes auf der Leinwand des Miniaturhintergrundes ab. Eine seiner Hände beschäftigte sich mit dem Draht, der die Marionette in Bewegung setzte, mit der anderen verdeckte er das Gesicht.

So sehr war er in seine eigenen Worte vertieft, daß er nicht merkte, es schleiche sich jemand hinter seinen Rüken.

„Herepey!" sprach Ophelia.

Auf der Bühne fiel der kleine, samtgekleidete Hamlet hin. Auf die Nase fiel er. Und einige Sekunden lang verharrte er in dieser Lage. Jedermann wartete gespannt auf das Kommende. Doch die Marionette lag regungslos. Einige begannen schon zu kichern, andere zu zischen. Auch ungeduldiges Stampfen wurde hörbar. Nach einigen kräftigen Rufen erhob sich Hamlet endlich. Er taumelte ein wenig und bebte am ganzen Körper. Plötzlich trat tiefe Stille ein, der gespannte Aufmerksamkeit folgte. Und da sprach, kaum vernehmbar, mehr stöhnend, verliebt flüsternd Hamlet:

„Daß du endlich gekommen bist, Ophelia!"

Der Vorhang fiel plötzlich.

„Steht auch dies so bei Shakespeare?" fragte der Oberstuhlrichter.

„Nein, das ist ein kleines Extempore", sagte der Literaturprofessor wichtigtuerisch. Und applaudierte nach Kräften.

Einzigautorisierte Übertragung aus dem Magyarischen von Stefan I. Klein

Das große Schießen

Ein unbekannter „bekannter kunstgeschichtlicher Professor" namens Matthäi hat eine Schrift herausgegeben des Inhalts, daß es mit der Kunst am letzten sei. Sofort kam ein Brausewetter, Arthur zubenannt, und der Sturm im Glase Wasser gegen den Sturm kam wieder zu „Tage". Da die Kanonen nicht mehr nach Spatzen schießen, erheben sich alle Spatzen, um mit Kanonen zu schießen. Das Kaliber ist auch danach. Der Krieg soll nämlich „einen wohltuenden Einfluß auf unsere Kunst üben, ja, vielleicht eine Gesundung unseres gesamten Kunstlebens herbeiführen." Die Kunstübungen des Krieges sind noch recht im Anfang, trotzdem schon Herr Matthäi am letzten ist. Das Heilverfahren ist mit dem Schießen noch nicht zur Heilkunde geworden. Was um so schwieriger ist, als man nicht genau weiß, wo die bekannte Kunst im Organismus sich befindet: „Zuerst wäre es vonnöten, daß der Krieg der Kunst wieder die richtige Stellung im Gesamtorganismus unseres Lebens anweist." Der Krieg hat es wirklich nicht leicht. Er soll mit einem kunstgerechten Schuß die richtige Stellung anweisen. Die Kunst befand sich nämlich zuletzt in der großen Zehe: „Man suchte die Kunst geradezu zur Grundlage unserer Kultur zu machen." Nun muß sie wieder etwas höher gerückt werden. Ich vermute in die Gegend des Herzens. An welcher Stelle sie bestimmt tödlich getroffen wird. Aber herzig wird es doch. Nehmen wir einmal die Untersuchung gründlich vor. Aber nicht gleich mit der Kanone, sondern mit einem scharfen Messer aus gutem deutschen Stahl. Die Diagnose soll hier veröffentlicht werden. **H. W.**

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
in Berlin und Genf
Berlin W Potsdamer Straße 134 a
Dreiunddreissigste Ausstellung
Graphik

Paul Klee

Fritz Baumann

Campendonk

Franz Marc

Felix Müller

Oswald Herzog

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Monatlicher Wechsel
Sturm-Ausstellungen in Deutschland
Juli 1915
Hamburg: Franz Marc
Genf: Geschlossen

Verlag Der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift Der Sturm
Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug
Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst
Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben
Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 10 Mark / Fünfter Jahrgang: 6 Mark
Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / 10 Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm
Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman / 2 Mark
Paul Scheerbart: Glasarchitektur / in einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark / Verlag Der Sturm / Berlin W 9
August Stramm: Du / Liebesgedichte / Gebunden 3 Mark

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm
Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig
Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm
Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / **Kandinsky:** Komposition 6
Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale
Oskar Kokoschka: Utinam delectet
Robert Delaunay: La Tour
Jacoba van Heemskerck: Bild 2 / Bild 15
August Macke: Spaziergang
Sigrid Hjertén-Grünewald: Kinder
Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (4) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw
Erschienen bisher 36 verschiedene Karten

Illustrierte Sturm-Austellungskataloge
Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken
sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:
Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Leger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vincenc Benes / Otto Gutfreund / Boccioni / Severini / Carra / Russolo / Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Fritz Baumann / Max Pechstein

Verein für Kunst
Leitung Herwarth Walden / Zwölftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / **Rechte der Mitglieder:** Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation

Das zwölfte Jahr beginnt am 1. April 1915 / Die Sturmpublikation, die die Mitglieder des Vereins für Kunst im Jahr 1915/16 frei erhalten, ist: Heemskerck handgedruckter und signierter Holzschnitt auf Kaiserlich Japan-Papier

---

Zeitschriften

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova
Poet-Lore Begründet 1890 / Eine Zweimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Probeheft gegen Einsendung von 6 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 21 Mark / Verlag Richard G. Badger / Boston / Mass / USA 194 Boylston Street

---

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Soeben erschienen: August Stramm: Kräfte / Drama / Sturmbuch VIII / 50 Pfennig
Heemskerck-Mappe: Sechs handgedruckte und einzeln signierte Originalholzschnitte / Auflage 30 Mappen / Mappe 6—30 je einhundert Mark
Felix Müller / Dresden: Handgedruckte Holzschnitte und Originallithos / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm Berlin W 9
Umberto Boccioni: Pittura Scultura futuriste / Dinamismo plastico / 500 pagine / riproduzioni quadri e sculture / Edizioni futuriste di Poesia / Milano / Con ritratto dell'autore / Preis M 3,50 / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9
Anna Scheerbart / Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / Muster im Sturm (Ausstellungskasse), wo auch Bestellungen entgegengenommen werden / Deckel- und Vorsatzpapier Format 42 × 35 Mark 4

Notiz

Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monatlich als Doppelnummer. Die August-Doppelnummer erscheint am fünfzehnten August.

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag:
F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26